

Die Wunderdottorin.

Novelle von A. Trinius.

Bestern Nachmittag um vier Uhr — sämtliche Fabrikarbeiter der guten Stadt Verdenthal gellen froh wie echte Strahlenjungen in die feierlichen Glodenschläge der Uhrtürme von Kirche, Thor, Rathaus und Bergschloß — da haben sie das bischen irdische Theil der alten Wunderdottorin Barbara Zimmermann der Erde übergeben. Es war keine große Leiche, wie man hätte nach dem Auf der Alten erwarten dürfen. Der Pfarrer, die Kurnde, die Todtenfrau, ein Häuflein wadeliger Nachbarrinnen aus der Gasse, in der sie ein langes Menschenalter gehaust hatte, waren erschienen. Dazu schluchzende Ratshweiber, die bei keiner Verdingung fehlen, und etwas neugieriges Jungvolk. Verbannte folgten dem Sarge nicht, da die Verbliebene keine hinterlassen hatte. Wäre es nach Recht und Billigkeit gegangen, so hätte viel leicht wohl das halbe Städtchen der Todten die letzte Ehre geben müssen, da so viele Hunderte bei ihren Lebzeiten Rath und Hilfe bei ihr gesucht hatten. Doch ein solches Zugeständniß der Deffentlichkeit gegenüber erschien ihnen doch etwas unbequem.

Es war ein unschönes, runzeliges Weibchen gewesen. Etwas Unheimliches haßte ihm an. Im dumpfen Mittelalter würde es als zweifellos auf dem Scheiterhaufen in's Jenseits befördert haben. Mit leis wiegendem Kopf, die halb verschleierte Augen unruhig und lauernd hin und her schweifend lassend, schlurte die Alte einher, die getrümmten, welken Hände wie taubend vor sich hinbewegend. Mit ihrem graubärtigen Mann, einem ehemaligen Pfeisendrehler, bewohnte sie ganz allein ein schmales, langstüdiges Häuschen in einer der langsam aufsteigenden Berggassen des Städtchens. In dem unteren Stübchen neben dem Hausflur wurden die Kunden empfangen, darüber neben dem Schlafraum war das Wohnzimmer. Zwei Fensterpiegel befanden da die Gasse auf und ab, so daß ihr nichts entgehen konnte, was draußen kam und ging. Die Wunderdottorin selbst saß hinter der Gardine, scharf beobachtend, meist eine Tasse lichtbraunen Kaffees im Schoße. Sommer und Winter wurde ein Feuer in dem Stubenofen unterhalten, in dessen Röhre eine bauhige, braune Kanne ihren Lieblingsstrahl warm hielt. Kuchen und Kaffee bildete die Hauptnahrung des alten Ehepaares, dem keine Kinder beschieden gewesen waren.

Barbara Zimmermann war nicht ganz ohne Konturrenz im Städtchen. Es gab da außerdem noch fünf Doktoren für Menschen, einen für das Vieh, zwei Naturheilärzte, die nebenbei noch achtbare Beamtensstellungen einnahmen, und endlich ein Schneiderlein, das mit heilsamen Kräutern der lebenden Menschheit beifrang, aus den Sternen aber das Gesicht Hoffender und Liebender angeblich herauslas.

Barbara Zimmermann aber war allen an Scharfsinn über. Selbst von den Stubirten kam ihr keiner an Weisheit nahe. Ihre Diagnosen waren einfach von verblüffender Schärfe und Nichtigkeit.

„Sie hat den Teufel im Leibe!“ meinten die einen. „Sie ist ein Sonntagskind!“ meinten die anderen. „Wer das ist, der sieht mehr wie wir. Der guckt durch Eisen und Stein und prüft, wie Gott, Herzen und Nieren!“ Eine dritte Partei aber sagte gar nichts. Das war jene, welche die Heil- und Sehertrakt der Alten nicht in Anspruch nahm, sondern, tam das Gepräch mal auf diese, still für sich lächelte.

Ja in der That: der Wunderdottorin Diagnosen wirkten wie Himmels-offenbarungen. Den meisten aber fiel es gar nicht auf, daß sie solche nur im eigenen Hause stelte, außerhalb aber nur zu Kranken eilte, wenn es sich um den Blind, das Besprechen handelte, Auflegen der Hände, Anbilden unter Murren festsamer und unverständlicher Sprüche. Auch war sie stets bereit, mit gläubigen Seelen sich um Mitternacht an einem Kreuzwege im nahen Wald einzufinden, wo dann Krautwurzel, Mausfahne und Krötenaugen eine nicht unbeträchtliche Rolle spielten und tiefes Schweigen während der feierlichen Handlung, wie Grabesverschwiegenheit späterhin den Nachbarn gegenüber, eine Hauptbedingung bildete.

Das Wunder ihrer Diagnosen aber vollzog sich wie folgt: Klinglingling! Die Hausthür der Wunderdottorin öffnet sich, und eine freundliche Frau mit Hut und Mantel tritt den stillen Hausflur, unschlüssig, wohin sie sich hier wenden soll. Der Klang einer Holzart hallt an ihr Ohr. Gleich darauf trottet vom Hofe her der alte Zimmermann. Er zieht zum Grube das verblühte Hausstüppchen und binnert dem Besuche zu.

„Et, du mei Gude! Wahrhaftig, de Madame Kummisfär! Bitt' schön!“ Er öffnet die Thür zur Empfangsstube im Erdgeschoß. „Ist Ihre Frau zu sprechen?“ „Mine Frau? Ei gewiß! Bitt' schön! Se wär'n uns doch de Ruh nich mindähnen?“ Er wischt mit seiner blauen Schürze über einen Stuhl dienstfertig und schiebt letzteren dann der Frau Kummisfär hin. „Se tummt gleich.“ fährt er dann fort, „se is nur mal in de Nachbarschaft. Ach Gott, ach Gott! Alles is krank, wohin mer vort. 's is ja au tei Wunder! Erscht

brühwarm unn nu diese Hundekälte! Radierlich fährt das einem in die Knochen! Mir is 's au nicht ganz geuer!“

„Seit acht Tagen habe ich Abends einen Schüttelfrost, sag' ich Ihnen.“ „Söhn Se, söhn Se! Unn denn so tumm im Kopp? Gelle?“

„Ja, der Druck ... fortwährend! Und ein Ohrenlaufen ... ach!“ „Wertwürdig! Unn fast immer im linken Ohr! Nicht?“

„Ich hab's im rechten.“ „So, so, im rechten! Kenne das! 's letzte Mal hatt ich's au noch im Kreis ... ich sah' Ihnen.“

„Mir liegt's auf der Brust.“ „Ja, ja.“ „Keinen rechten Appetit.“

„Nicht wahr? Unn gerade damals, da habn mer mit Nachbars zusammen in Schweinchen geschlacht ... ach ich mag gar nich dran denken! Na, meine Frau ... 's wörd doch nichts Vernünftiges beim Schloßherrnrich sei? Se müßt schon längst wieder hier sei.“

Weiter spinnt sich der Faden der Unterhaltung ab. Barbara Zimmermann hatte oben im Fensterpiegel die Frau Kummisfär auf ihr Haus zusehern sehen. „Theobald!“ rief sie die Treppe hinunter, „Geschwind, geschwind! 's kommt jemand! Ae Kunde!“

Da war der getreue Mann und Helfersbester flugs in den Hof verschwunden. Die Wunderdottorin aber war sacht auf die Diele ihres Wohnzimmers niedergelitten und hatte das eine Ohr fest auf ein Loch gedrückt, das nach unten mitten in der Decke mündete, wo innerhalb eines Sterns ein pausbädiger Engel aus Papiermasse beiter lächelnd an einem bunten Faden niederhingelobte. Da lag sie und lauschte und lächelte. Dann erhob sie sich, schlich auf den Strümpfen die Stiege hinauf, fuhr wieder in die Hausstube, bewegte klingend die Hausthür und trat dann in die Empfangsstube unten ein.

„Ei, guten Tag, Frau Kummisfär! Nähmen Se's nur nich übel, daß ich Se hab' so lange warten lassen. Jehn Beine unn Hände möcht mer jetzt haben. 's Se ä Glend, wenn mer nicht allen helfen kann, wie mer möcht.“ „Gesundheit ist das beste Gut!“ beständige fromm herr Theobald Zimmermann.

„Nu, Theobald, nu kannst de aber nauß geh. Das is Weiberfage, wos mer beide zu tun haben!“ Die Thür schloß sich hinter dem Pfeisendrehler a. D.

„So, so. Bleiben Se nur sitzen, Frau Kummisfär, bleiben Se nur!“ fuhr geschwätzig die Wunderdottorin fort. „'s falt draußen, gelle? Da fliegt's einem nur so an!“ So, nun zeigen Se mal!“ Sie fühlte der Frau am Puls, sie sah ihr starr in die Augen, beobachtete den Altem und beklöpfte behutsam einige Gesichtstheile.

„Das Ohrenlaufen im rechten Ohr möcht ja noch gehen ... so merkwürdig es auch is, gerade im rechten.“

Frau Kummisfär rief die Augen auf und blickte wie fassungslos der Alten in's Gesicht. Diese aber ließ sich nicht einschüchtern, sondern fuhr fort, das Ergebnis ihrer wunderbaren Diagnose zu verkünden.

„Se hätten nich sollen erst acht Tage mit diesem Schüttelfrost Abends ... dem Stirndruck warten ... das is nich gut ... das soll mer nicht!“

Frau Kummisfär wollte antworten. Aber wie in Bann und Zauber war sie gelegt. Wie aus einer anderen Welt schöpfte da dieses alte, unscheinbare Weib ihre tiefsten Kenntnisse.

„Appetit au nur wenig. hm, hm! Aber ärst müßen wir die Brustschmerzen wegbringen, Frau Kummisfär! Das is mer 's Wichtigste.“

Frau Kummisfär sagte überhaupt nichts mehr. Sie fühlte nur das eine, daß sie sich in dieser Stunde mit Haut und Haaren der übernatürlichen Sühne verchristen hatte. Mit einer wahren Demuth vor der schier unfassbaren Größe menschlicher Weisheit und Erkenntniß nahm sie lebhaft dankend das Büschchen Salbe wie den Kräuterthee in Empfang. Verhaltensmaxregeln und Rathschläge, dann verließ sie das geheimnißvolle Haus, nicht ohne vorher lautlos und fast schüchtern ein hübsches Stück Geld auf den Tisch niedergelegt zu haben. Für die nächsten Wochen aber wirkte sie wie ein Apostel, der den Ruhm eines Propheten hinaus in die Lande trägt. Von Haus zu Haus, von Kranzchen zu Kranzchen rührte sie die Werbetrommel zu Ehren der gottbegnadeten Wunderdottorin Barbara Zimmermann.

Kaum aber hatte an jenem Tage sich die Hausthür hinter ihr geschlossen, da kletterte der ehrenfeste Pfeisendrehler a. D. sein faltiges Gesicht pfliffig in die Stube hinein.

Zimmermann. Da hatte man sicherlich etwas verfehlt, oder der Glaube war nicht kräftig genug gewesen.

„Als nun aber eines Tages das menschenfreundliche Ehepaar mittels des so praktischen Hörrohrs fogar zwei Lieben zum Bunde für's Leben zusammengebracht hatte, da durfte die schauen. Ein Ereignis für sie und die Gasse war es jedesmal, wenn die Alte zu einer Besprechung hinaus auf's Wunderdottorin noch folger um sich Land zu einem Gutsbesitzer abgeholt wurde. Da slog's wie Sturmfeuer von Haus zu Haus:

„Jemersch, emersch! Schon wieder ne Chaise!“

„De Wunderdottor'n kann sich gratuliren! 'n piffeines Geschirr!“

„Rach' hin, daß ich's au mal geschieh!“

„Na, da kommt sie ja angepöppelt! Gud, gud! Scheint 'ne ganz neue Fabne anzuhamm?“

„Nu, 's Geschäft wärd doch au ab!“

Da stand die Alte vor der Hausthür auf der obersten Steinstufe, dunkel gekleidet, mit Mantille und Krepphut. Sie hob den Kopf und nickte lauernd und auch wieder stolz die Gasse auf und ab, ob es auch jeder sähe, ob Giebel zu Giebel sich tuschend neigte und die Späzen neugierig die Augen verdrehten. Und dann stieg sie langsam die vier Stufen hinauf, nicht feierlich dem Kutischer zu ... schwaab! siog der Wagenflagel zu, und hinaus ging's in's offene Land.

Jahrzehnte waren so dahingegangen. Sparfam gelebt mit einer wachsenden Kundschaft sich erfreut! Da war Mark zu Mark geflossen, und die unscheinbare Truhe zwischen den Betten beider barg bereits eine hübsche Ersparniß. So manchmal kniete Abends die Alte davor und zählte und zählte. Und eines Tages, als sie wieder mit der Kaffeetafel im Schoße am Fenster saß, da konnte sie dem mit Reifhohlg aus dem Walde heimkehrenden Wiltseher ihrer segensreichen Thätigkeit das freudige Geheimniß anvertrauen, daß nur noch dreihundert Mark an den so vielen Tausenden fehlten.

„Kriegen mer au noch! schmuzzelte der Alte. „Kriegen mer!“

„Wehr noch! Mehl! Theobald! Wenn's so weiter geht.“

Es ging so weiter, noch ein paar Jahre hin. Frühling war wieder einmal mit Sommer und Sonnenschein vom Westen her über die Berge gekommen. Ein neues Werden ging zitternd durch die Welt. Aus jedem Menschenhaue schien es im geheimen Jubel herzubruchzen. Nur in denen des alten Zimmermann nicht. Der lag droben auf dem Sopha eingehüllt, hustete und höhnte. Die Wunderdottorin hatte ihm ein lösendes Säftchen eingegeben. In der Ofentöhre brodelte stark duftender Thee.

Unten stampften wieder einmal zwei Braune vor einem Bagen, der die Alte aufs Land holen sollte. Feierlich angehan, war sie an das Lager des unruhig sich umherwälzenden Mannes getreten.

„Nur Gebuld, Alter! Heit Abend ist's besser! Kannst dich drauf verlassen!“ Wenn die mer heit zeh'n Mark gäben — dreimal war ich nun da — dann ha'n mer die Viertausend voll. Du, Theobald, Viertausend!“

„Viertausend!“ wiederholte der Kranke mechanisch, während seine Augen wie verständnislos die Frau anblickten.

„Wenn das die Leite müßten! Hehehe! So, unn nu sei gecheit ... triffst fleißig Thee! Heit Abend ist's besser! Ade!“ Sie schlurte hinaus.

Der Kranke schaute ihr nach, und seine Lippen murrelten: „Viertausend! ... Vier ... tausend! ... Vier.“

Er schaute noch immer nach der Stubenthür mit seinen müden Augen, als Barbara Zimmermann gegen Abend in das dämmerige Stübchen eintrat.

„So! Nu hammer's zusammen! Viertausend Mark!“

Keine Antwort. Zur der starre Blick des Mannes auf sie gerichtet.

„Du! Alter! Hörst's nich? Viertausend Mark!“ Sie zog aus der Tasche ein blindes Goldstück und hielt es ihm triumphierend hin. Dann auf einmal schien eine furchtbare Erkenntniß über ihn zu kommen. Aus allen dunkeln Ecken und Winkeln raunte es eintönig, grauig: „Heit Abend ist's besser!“ Das Goldstück entglitt ihrer Hand, sie stürzte zum Sopha und fiel mit einem lauten Schrei dort in die Kniee.

„Theobald! Theobald!“

Sie fuhr mit bebender Hand über seine Stirn ... kalt, kalt!“

„Theobald! Wach' auf! Du ... du ... Ich bin's ja.“

„Die Wunderdottorin!“ schien es ringsum zu höhnen.

„Du mußt leben ... Du sollst noch leben ... Was soll ich denn ohne dich hier machen? Hörst du nicht? Du sollst hören ... Du sollst aufwachen ... So hör' doch!“

Gut und Mantille hatte sie abgerissen. Dann ergriff sie seine Hände und rieb sie in den ibrigen. Sie schleuderte die Dede fort, zerrie das Hemd über der Brust auseinander und beugte sich lauschend zum Herzen nieder. Still, ganz still!

„Theobald!“ wimmerte sie. „Du darfst nicht fort ... Du sollst ... Sie slog empor. Ihre Augen trafen die anderen, die müden, starren.

Da tam es über sie in Schmerz, Wuth und Verzweiflung. Sie faßte das Flüsschen mit dem Heilhaft und

schleuderte es fluchend zu Boden. Sie schüttelte den Tobten, als wollte sie damit das entflozene Leben noch einmal juridiktieren; wild raufte sie sich das graue Haar.

„Wunderdottorin!“ schrie sie auf. „Hahahaha!“ Und dann brach sie bewußtlos über der Leiche zusammen.

Das war an einem Frühlingabend. Lange hat dann Barbara Zimmermann den Heimgegangenen nicht überlebt. Und das war gut für den Ruf ihrer Wunderfirma. Mit dem Tode ihres Mannes hatte sie die Doktorei im Hause aufgegeben. Sie sei zu schwach, erklärte sie überall. Das Kuriren erfordere zu viel Kraft, wolle man den rechten und sicheren Blick haben. Sie müsse sich erst wieder von dem schweren Schlag erholen.

So war der Sommer in's Land gegangen. Alltäglich sah man die Alte droben am Fenster sitzen, die Kaffeetafel im Schoße, das runzelige Antlitz noch um einen Schein bläßer denn ehemals. Jeden freundlichen Gruß erwiderte sie mechanisch, weltabgewandt. Und als sie eines Tages nicht mehr grüßte und am anderen Morgen noch so eigenthümlich steif und feierlich am Fenster saß, da stiegen Nachbarsleute hinaus in ihre Stube.

Die Kaffeetafel lag zerstückelt am Boden. Die Wunderdottorin aber saß noch immer in ihrem alten Korbstuhl, nur ein wenig nach hinten zurückgesunken. Ihre Augen waren starr hinauf wie in die Ewigkeit gerichtet.

selben und nahm ihm nur das Versprechen ab, sich seinem Vater wieder zu stellen.

Wenige Minuten hatte Gilbert gelehrt, an die Fenz des Kornfeldes gelebt, aber er mußte weiter; in der stillen Nacht hörte er schon in weiter Ferne die Stimmen seiner Verfolger. Er kletterte über die Fenz und tam endlich auf eine feste Strahe, auf der man wenigstens seine Fußstapfen nicht mehr sehen konnte. Die Verfolger konnten dann wenigstens nicht wissen, nach welcher Seite er sich gewendet hatte. Aber was half das? Sie werden sich trennen und ihn nach beiden Seiten hin verfolgen. Und er ist so erschöpft, daß er nur noch langsam vorwärts kommt; sie werden ihn bald fangen.

Da sieht er nicht weit von sich, etwa eine Viertelmeile entfernt, ein Licht. Es ist ein Farmhaus — wie friedlich und ruhig liegt es dort. Da wohnen Menschen, glückliche Menschen, vielleicht ein Vater und eine Mutter mit Söhnen und Töchtern. Ob sie ihm wohl helfen werden, wenn er dorthin geht, oder ob der Farmer ihm die Hunde auf die Fersen heben wird?

Das Fenster ist das Küchenfenster, und darin sitzt eine ältere Frau mit silbernem Haar und ein junges Mädchen; die letztere näht, die letztere liest ihr vor — das Feuer im Herde brennt hell. Und beim Schein dieses Feuers erkennt er die beiden Frauen, und zum Tode erschrocken bricht er fast zusammen — das sind die Mutter und die Schweser des ermordeten Westford. Wie oft hat er sie in den letzten Tagen gesehen, als sie bei den Prozeßverhandlungen in seiner nächsten Nähe gesessen haben. Tief traurig und gottgegeben hatte die Mutter dort zugehört, und mit bleichem, reinem, feinem Gesicht war die Tochter den Verhandlungen gefolgt; ihre dunklen Augen, die mit langen schweren Wimpern bedekt waren, hatten ihn so oft prüfend angesehen.

Was sollte er thun? — er mußte es nicht. Da stand das Mädchen vom Stuhle auf und nahm einen Wasserkrug; sie ging zur Thür und trat heraus. Und es war ihm, als ob eine Stimme in seinem Innern sagte: „Sie wird mir helfen!“

„Um Gottes Willen, Miß Westford, helfen Sie mir!“ stieß er mit geprehter Stimme aus und erschreckt, aber schnell gefaßt, fragte das Mädchen: „Wer bist du? — Denn sie sprach, Du“ zu ihm, wie die Quäter das thun.

„Ein Flüchtling bin ich! Mich verfolgt eine wüthende Menge. Sie sind nicht hinter mir — ich kann nicht weiter. Ich bin verloren, wenn Sie mir nicht helfen, wenn Sie mich nicht retten!“

„Wer bist du?“ fragte sie weiter, und mit stodender Stimme, denn das Herz stand ihm fast still dabei vor Angst, antwortete er: „Gilbert Hagleton.“

Das Mädchen stieß einen scharfen Schreudruck aus, aber sie sagte sich schnell — in der Ferne sah man jetzt die Lichter der Verfolger ausleuchten. „Ich muß die Mutter fragen.“

Sie eilte hinein und er folgte ihr. Mit fliegenden Worten theilte die Tochter der Mutter das Rothwendige mit und diese, eine weißhaarig und ehrwürdig aussehende alte Dame, sprach zu ihm in fast bitterem, vorwurfsvollem Tone:

„Also du hast den Muth, von David Westford's Mutter Hilfe zu ersehen?“

„Warum nicht? Ich habe ihm nie etwas zu Leide gethan!“ stieß er verzweifelt aus. „So wahr ein Gott im Himmel lebt, ich bin unschuldig an der That, deren man mich beschuldigt. Ich will es beweisen, wenn meine Freunde kommen — aber das wird zu spät sein, wenn Ihr mir nicht helft!“

„Aber ich kenne dich nicht. Du sprichst gut — aber thun das nicht auch alle Verbrecher? Du hast einen ehrlichen Prozeß gehabt und deine Unschuld ist nicht erwiesen worden. Warum sollte ich den Mörder meines Sohnes retten?“

Zum Tode erschöpft, sank Gilbert auf einen Stuhl. „Ihr werdet es erfahren, daß ich unschuldig bin, wenn es zu spät ist. Glaubt es einweilen, nehmet das Risiko auf Euch. Es wird Euch später weh thun, einen unschuldigen Mann nicht gerettet, sondern ihn in den Tod geschickt zu haben.“

„Erneftine.“ sagte die Mutter tief bewegt zu der Tochter, „was sollen wir thun?“

Die Tochter stand in der offenen Thür, drinnen die Mutter mit dem Flüchtling, und draußen in der Ferne kamen schon die Verfolger, sie sah ihre Lichter, sie hörte schon ihre Stimmen. „Wir müssen uns schnell entscheiden. Er ist vielleicht unschuldig. Der Schuldige würde nicht in unser Haus, in das Heim David's, kommen, um Hilfe zu suchen. Und wenn er ein Mörder ist — wie da hinter ihm her sind, werden auch nichts besseres sein als Mörder, wenn sie die Gerechtigkeit in die eigene Hand nehmen und ihn tödten.“

„Also du sagst, daß wir ihn retten sollen?“

„Ja kann nicht anders.“ sprach die Tochter, und die Tochter schritt eilends zu dem schweren Schrank, der in der Ecke stand. Dort lagen in einem Kasten ein Paar Handschellen, die David benutzt hat, als er eine Zeit lang Deputy-Sheriff gewesen war. Sie nahm dieselben und sagte zu Gilbert: „Ich kann dich nicht und weiß nicht, was wir von dir vielleicht zu befürchten haben, wenn die Verfolger wieder fort sein werden. Willst du dir diese Fesseln anlegen lassen, dann meinst du es ehrlich und wir werden dich verdeden, und wenn die Verfolger wieder fort sein werden, dann werden wir dich dem Sheriff ausliefern.“

Gilbert hielt sofort seine Hände hin zur Fesselung, und nun glaubten ihm die Frauen, und die Tochter führte ihn ins obere Stockwerk in ein Zimmergen, wo eine Art von Fallthür im Boden war — es war da eine Vertiefung, nur wenige Fuß tief und lang, wo Merlei aufbewahrt zu werden pflegte. Lieber der Fallthür stand ein Bett. Dieses rühte das Mädchen eilig weg, öffnete die Thür und der Gefesselte kroch in die Vertiefung, deren Thüre sich wieder über ihm schloß. Durch den Bretterboden hindurch hörte er, wie die Verfolger antamen, wie sie Haus und Nebengebäude durchsuchten und wie der jüngere Bruder des Ermordeten, der von der Mutter unterdeß gemeldet worden war und der keine Ahnung von der Anwesenheit des Flüchtlings im Hause hatte, den Verfolgern winselte, daß sie des Mörders bald habhaft werden möchten.

Endlich war die Durchsuchung vollendet und die Verfolger zogen unterrichteter Sache ab. Bald darauf tam Ernestine herauf und befreite den Gefangenen aus seinem Versteck — aber sie ließen ihn gefesselt, denn sie wußten ja noch immer nicht, ob sie ihm trauen konnten, wenn sie es auch glaubten. Die Tochter schreite den Waagen an und noch gefesselt setzte sich Gilbert zu ihr und sie fuhr mit ihm fort, um ihn dem Sheriff zu übergeben. Noch ehe sie nach der Ortschaft kam, sahen sie den Sheriff, der sich mit mehreren Männern und seinem Sohne aufgemacht hatte, um den Gefangenen zu suchen. Der Sheriff war hocherfreut, den Gefangenen so bald zu finden. — Ernestine hatte demselben, schon ehe der Sheriff herangelommen war, die Fesseln abgenommen, und hatte sich dabei entschuldigt, daß ihre Mutter der Vorlicht halber diese harte Maßregel habe anwenden müssen — wenn er nicht wollte, brauche er ja dem Sheriff davon nichts zu sagen. Gilbert wurde nun vom Sheriff sicher nach dem Countygefängniß gebracht.

Zwei Monate später fand sein zweiter Prozeß statt und da seine Freunde, die zu seinem ersten Prozeß nicht rechtzeitig hatten herbeigebracht werden konnten, nun erschienen, so wurde sein Alibi nachgewiesen und er als ungewisshaltig unschuldig freigesprochen.

Unter denen, die ihn nach der Freisprechung so gleich beglückwünschten, waren vor allen Frau Westford und ihre Tochter Ernestine. Bald darauf war Gilbert in dem Hause, in das er zuerst als Flüchtling und verurtheilter Mörder gekommen war, ein gern-gesehener lieber Gast und es dauerte nicht lange, da war seine Aetherin seine Braut. Und die Fesseln, die sie ihm jetzt anlegte, waren noch fester als die, mit denen sie ihn in jener schlimmen aller Nächte gefesselt hatte. Aber er trug sie gern.

Schlussfertig.

Prinzipal: „Wenn ich Ihnen für jeden Fehler, den Sie machen, nur zehn Pfennig von Ihrem Gehalt abzählen wollte, da würde nicht viel übrig bleiben!“

Kontorist: „Bei dem Gehalt allerdings!“

In Fesseln und doch frei.

Eine wahre Kriminalgeschichte von Rufus.

Dunkel war die Nacht und der Himmel hing voll schwerer Wolken. Rauf wehte der Wind und auf Gras und Blättern lagen Regentropfen, der Erdboden war durchweicht und schlammig. Mit durchdringenden Kleidern und schlammbedeckten Stiefeln schleppte sich eilends ein Mann durch das Kornfeld; er war schon vollständig erschöpft und konnte kaum noch weiter. Seit zwei Stunden war er auf der Flucht, es handelte sich für ihn um Leben oder Tod. Mehr als einmal war er gezwungen gewesen, umzukehren, um weiter zu können, trotzdem er wußte, daß jede Minute kostbar war. Denn seine Verfolger waren hinter ihm, und sie konnten ihn nicht verfehlen; jeder Fußtritt, den er that, hinterließ in dem weichen Boden seine Spuren. Wird es ihm gelingen? Wird er ihnen entkommen? Oder werden sie ihn fangen und am nächsten Baume aufknüpfen? Auf Barmherzigkeit von ihnen hatte er nicht zu hoffen. Wie wenig hatte er sich ein solches Ende träumen lassen, als er vor kurzen zwei Monaten seiner lieben Mutter im fernen Osten Lebenswohl sagte und ihr den Abschiedskuß gab!

Was hatte er in diesen beiden Monaten alles durchgemacht! Und nun stoch er vor einem wüthenden Mob, der ihn verfolgte, weil man ihn für einen elenden Mörder hielt. Er war kein Mörder, er wußte es, und einige wenige, die ihn kannten, glaubten es ihm und waren von seiner Unschuld überzeugt. Aber die Geschworenen hatten ihn „schuldig“ erklärt, denn alle die Umstandsbeweise hatten gegen ihn gesprochen. Und als der Anwalt, den man ihm gegeben hatte, und der zu denen gehörte, die ihn für unschuldig hielten, es schließlich durchsetzte, daß ihm ein neuer Prozeß bewilligt wurde, weil er Zeugen beibringen wollte, die ein Alibi für den Verurtheilten nachweisen würden, da hielt die aufgeregte Menge das für eine beabsichtigte Verletzung der Justiz und nahm sofort eine drohende Miene an.

In seiner Zelle lag Gilbert und hörte, wie sich draußen vor dem Gefängniß das Volk zusammenrottete. Das Gebäude konnte keinen Schutz gewähren, es war alt und leicht gebaut. Die Menge war sehr aufgereg, denn der Ermordete, David Westford, war ein beliebter junger Mann gewesen, der mit seiner alten Mutter und seinen Geschwistern in der Nachbarschaft gelebt hatte; die Familie war aus dem Osten gekommen und hatte dort zu den Quäkern gehört. Sie waren schlichte, fromme und ziemlich wohlhabende Leute. An einem Abend war David auf dem Heimwege erschossen und beraubt worden, und der junge Gilbert war der That verdächtigt worden.

Der Prozeß hatte stattgefunden, und da er nicht hatte nachweisen können, daß erzeit Zeit anderswo gewesen war, und da verschiedene Umstände gegen ihn sprachen, so war er verurtheilt worden. Der Sheriff, der zu denen gehörte, die ihn für unschuldig hielten, und welcher befürchtete, daß man ihn hängen werde, hatte ihn nach dem nächsten County-Gefängniß schicken wollen. Er übergab ihn gefesselt seinem Sohne, während er selbst am Plage blieb, um den Mob daran zu verhindern, irrtümlich irgend einen anderen Gefangenen zu nehmen und aufzuhängen. Als der Mob sah, daß der Gefangene fort war, machte er sich sofort auf die Verfolgung, und der Sohn des Sheriffs, als er erkannte, daß er mit dem Gefangenen nicht mehr weit kommen könnte, ohne eingeholt zu werden, nahm dieselben die Fesseln ab und ließ ihn laufen. Er glaubte fest an die Unschuld des-



Antikaldirektor (zum Einbrecher): „Können Sie denn das Einbrechen gar nicht lassen?“ „Ne, vorläufig noch nicht, bis mein Kletterer soweit ist!“